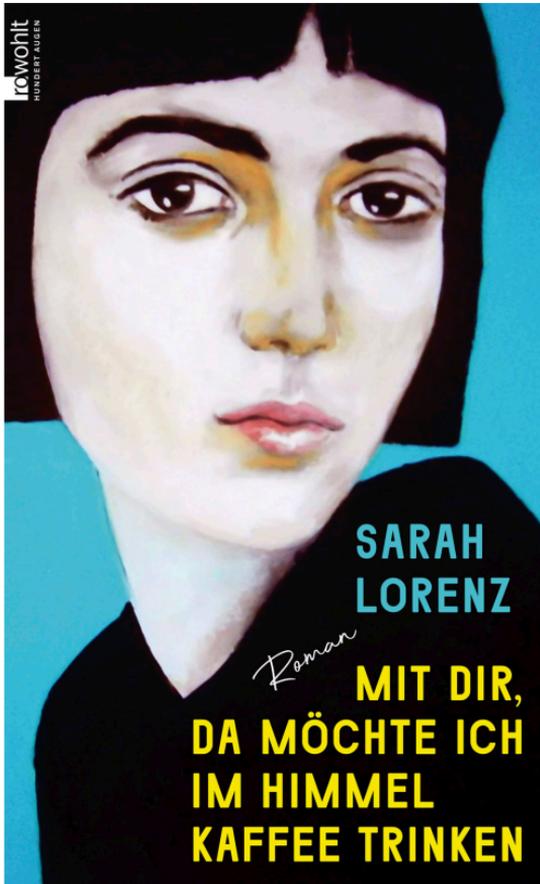


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00699-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Sarah Lorenz

**Mit dir, da möchte ich im
Himmel Kaffee trinken**

Roman

Rowohlt Hundert Augen

Dieser Roman erzählt u. a. von verbaler, physischer und
sexualisierter Gewalt sowie von Suizid.

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Kirchenallee 19, 20099

Hamburg, April 2025

Copyright © 2025 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im

Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz aus der Arno Pro

bei CPI books GmbH, Leck

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-498-00699-0

Prolog

Wie viele Buchhandlungen gibt es bitte in dieser Stadt? Ich bleibe! Nichts da, morgen Mittag geht mein Zug zurück gen Hafenstadt. Nick erwartet mich. Hoffentlich, nein, ganz sicher, sehnsüchtig. «Juhu, ich bin mal wieder Strohwitwer», schreibt er seinen Freund*innen in den Gruppenchat, sobald er erfährt, dass ich ein paar Tage wegfahre. Doch kaum sitze ich im Zug, trudelt auf meinem Smartphone Nachricht um Nachricht mit Sehnsuchtsbekundungen ein. Ganz entzückend. So wie er.

Und so entzückend wie die Züricher Buchhandlungsdichte.

Eine echte Buchhandlung muss Kopfsteinpflaster vor der Tür haben. Eine echte Buchhandlung darf nicht zu modern wirken. Sie muss in jedem Jahrhundert dort gestanden haben können. Man darf ihr nicht ansehen, dass wir schon in der Zukunft leben. Das ist sehr wichtig, viele vergessen, wie wichtig diese Tatsache für das echte Buchhandlungsgefühl ist. Ich nicht! Diesem Axiom zufolge betrete ich nun eine echte Buchhandlung. Und was für eine. Eine mit Regalen bis zur Decke, mit ganz viel Staub, Drehständern von anno dazumal und diesem schwer beschreibbaren Geruch nach Dachboden. Perfekt also! Ganz entzückend.

«Wo haben Sie denn Lyrik stehen?»

«Dort unten links im Regal finden Sie ein wenig, in dem Drehständer bei den Insel-Büchern könnten Sie noch gucken

und Moment, ich müsste auch noch drei Bände von Mascha Kaléko im Lager haben.» Bin ich im Film gelandet? Hat die Buchhändlerin das eben wirklich gesagt? Jetzt nicht freudig auf und ab springen, Elisa, benimm dich. Zürich ist schließlich die Stadt der Arrivierten.

Natürlich kenne ich die drei Bände bereits, aber: Diese Ausgabe des *Lyrischen Stenogrammhefts* besitze ich noch nicht. Ich besitze die mit dem Leinenrücken, den Rotweinflecken und den angeknabberten Seiten. Sogar Bücherwürmer lieben Maschas Gedichte und können nicht genug von ihnen kriegen. Es war das erste Buch von ihr, das mir in die Hände fiel. Nicht metaphorisch, nein, es fiel tatsächlich beim Auspacken von Bücherspenden während meiner Buchhandels-Ausbildung im Antiquariat. Plumps. Das ist dann auch bald 20 Jahre her. Sowas hatte ich noch nie gelesen, frech, melancholisch und weise zugleich, ein Ausnahmetalent. Seit ihre Gedichte mir in die Hände gefallen sind, habe ich etliche andere Dichter*innen gelesen. Vergleichbares war nicht dabei. Nirgends finde ich mich so wieder wie in ihren Gedichten. Wäre ich Ärztin, so würde ich bei leichter Schwermut ein Rezept für Maschas Gedichte ausstellen. Wie hat sie es bloß geschafft, den Alltag, die kleinen sowie großen Sorgen, die kleinen sowie großen Sehnsüchte der Menschen derart pointiert auf den Punkt zu bringen? Es erstaunt mich immer wieder.

Maschas Gedichte brachten mir bei, dass Lyrik auch Spaß machen kann und sogar beim ersten Lesen bereits verstanden werden darf. Sie lehrten mich, dass Verständnis kein Ausschlusskriterium guter Lyrik sein muss. Ich kann behaupten: Maschas Poesie hat mein Lesen revolutioniert.

Und jetzt bin ich hier in dieser Stadt, in der sie ihren letzten Atemzug tat, auf dem Weg zu ihrem Grab, und die Buchhänd-

lerin verkündet nonchalant, drei Bände von ihr vorrätig zu haben.

Dann muss ich die mir unbekannte Ausgabe des *Stenogrammhefts* wohl kaufen, auch wenn ich eigentlich Taschenbücher bevorzuge, nur ist diese Hardcover-Ausgabe so nett anzusehen. Adrett. Ein adrettes Büchlein, mit fliegender Schreibmaschine drauf, sieht man auch nicht alle Tage. Könnte aus jedem Jahrhundert stammen, wenigstens 100 Jahre alt könnte es sein. Wenn die Kasse jetzt noch mit Kurbel bedient wird, bin ich überzeugt, im Jahrhundert verrutscht zu sein.

Ich bin derart gut gelaunt, Zeit, mir selbst zu misstrauen. Diese Reise fühlt sich an wie eine Reise zu mir, eine Reise zu der, die ich bin, wenn die Ängste und die Traurigkeit ihren Rückzug angetreten haben. Eine Reise zu einer mit Hoffnung, flotten Sprüchen, Vertrauen in und Liebe für dieses Leben. So eine bin ich gerade. Hallo, auch wieder hier? Bleib ein Weilchen! Ein langes Weilchen!

Mit so einer flaniert sich's doch angenehmer durch eine fremde Stadt. So eine möchte ich Mascha präsentieren!

Unter fremdem Dach

9

Nachts hör ich den Regen
Unter fremdem Dach.
Regen ... Regen ...
Wie hältst du mich wach
Unter fremdem Dach.

So rauschte der Regen
In jenem Jahr ...
Durch singende Birken
In triefendem Haar,
In meiner Heimat
Fontänen.

Nun rauscht er mir nimmer
Von Quelle und Bach.
Nun rauscht er mir immer
Von Tränen.

Regen ... Regen ...
Unter fremdem Dach
Hab ich zu lang,
Zu lang gelegen.

Ach, Mascha, weißt du, welcher Gedanke mich seit Stunden

begleitet? Es ist jener, dass du in einer Stadt, die dir nie Heimat war, unter einem Stein begraben liegst. Weit entfernt von deinem Ehemann Chemjo, weit entfernt von deinem Sohn Steven. Drei Gräber auf drei Kontinenten. Fremde Dächer über euch. Schweizer, israelisches, nordamerikanisches Gestein und darunter schon lange nicht mehr ihr. Welch herzloses Sinnbild für das Leben einer, die 67 Jahre lang auf der Suche nach einem vertrauten Dach war. Ich wünsche dir, dass du, dass ihr im Danach ein Heim gefunden habt. Dass du jeden Dachziegel, auf den du den Regen prasseln hörst, mit Ankunft und Heimat verbinden kannst.

Ich kann dir so viel erzählen vom Existieren unter fremden Dächern. Weißt du zum Beispiel, was ich liebe? Ganz, ganz doll liebe? Kleine Häuser.

Ich sehe die und bin überzeugt, so schlecht ist alles nicht, ich bin sicher in diesem unendlichen Universum, solange es kleine Häuser gibt. Was du auch nicht wissen kannst: Ich habe in solchen gelebt. Es waren zwei Stück. Was muss ich mich dort sicher gefühlt haben.

Das größte Haus, in dem ich je gewohnt habe, war auch das kälteste. Und sicher war man dort auch nicht. Es war nach einer biblischen Figur benannt. So viele schöne Namen, und dann muss es einer aus der Bibel sein. Vielleicht liegt es daran, dass die Kirche die Miete gezahlt hat und den Strom und die Heizung und die Gehälter und das Schweigen. Das große Haus war ein eigener, nahezu hermetischer Kosmos. Sowa ist gefährlich, da fehlen Kontrollinstanzen, Korrektive.

Elf Jahre war ich alt, als ich von der Sicherheit kleiner Häuser in die Kälte des Riesenhauses geworfen wurde. Schwer zu begrei-

fen, dass dafür gerade mal elf Jahre ausreichten. Schwindlig wird einem da. *Du musst dich jetzt entscheiden*, hat sie gesagt, *dein Vater oder ich? Zu wem willst du Kontakt haben?*

Das Eingangstor reichte mir bis zur Brust, aber bevor ich es durchschreiten konnte, musste ich eine Entscheidung fällen. *Zu dir, zu dir*. Da konnte sie noch so kalt sein, ich wollte immer zu ihr. Nachdem meine Mutter und ich durch das Tor gegangen waren, standen wir auf einem großen Parkplatz. Für Autos, aber im großen Haus wurden dann die Kinder geparkt. Alles ein Parkplatz. Aber immerhin Platz, zu Hause war ja keiner mehr für mich, hier schon. Jugendhilfeeinrichtung heißt das, das Haus gibt es immer noch. Sollte verboten werden, Mascha, wirklich.

11

Gesprächs-, Familien- und Bewegungstherapien hatte das große kalte Haus im Angebot. Aber bei Tränen gab es nur Taschentücher, keine Arme, keine Gespräche. Ich wusste gar nicht mehr, wie das ist, in den Arm genommen zu werden. Dabei lag ich in so vielen Armen, bevor alles anders wurde. Bei meiner Mama, bei meinem Papa, bei meinen Großeltern, bei meiner Tante. Es gab eine Zeit, da hatten all diese Menschen offene Arme für mich. Aber jetzt, im großen kalten Haus, wusste ich nicht mehr, wie das ist, getröstet zu werden.

Meinen Trost hab ich mir also selbst gesucht. In Büchern. Die kleine Bibliothek in der mir verhassten Stadt hat mich gerettet. Jeden zweiten Freitag hab ich mich dort mit Büchern eingedeckt, um das sogenannte Eltern-Wochenende zu Hause zu überstehen. In diesen Geschichten hatten die Kinder auch Sorgen, die Kinder eigentlich noch gar nicht haben sollten. Ich las von Missbrauch, von Magersucht, von Mobbing, von alkoholkranken Eltern, von am Leben verzweifelnden Eltern.

Ich las aber auch von Erwachsenen, wie sie eigentlich im großen kalten Haus hätten arbeiten sollen. Von Lehrer*innen, Sozialarbeiter*innen und Nachbar*innen, die sich der Sorgen der Kinder annahmen. Diese Bücher brachten mir die tröstliche Gewissheit, dass zu Problemen immer Lösungen gehören. Auch wenn es noch ganz schön viele Jahre dauern sollte, bis ich das erworbene Wissen umsetzen konnte. Bevor sie mich im großen kalten Haus abgab, besorgte auch meine Mutter mir manchmal Lesestoff. Diese Vorstellung meiner Mutter als Kundin einer Buchhandlung rührt mich über alle Maßen. Wie sie sich umsieht in dieser ihr fremden Welt. Wie sie den Neuheiten-Stapel betrachtet, in der Hoffnung, dort direkt ein passendes Buch für ihre Leserratte zu finden. Um Hilfe bitten möchte sie nicht. Im Alltag weiß sie sich zu behaupten, im Supermarkt Preise zu monieren, auf Flohmärkten noch um die letzten 20 Pfennig zu feilschen, das alles beherrscht sie. Doch in einer Buchhandlung, da gelten andere, ihr gänzlich unbekanntere Regeln. Ich glaube, sie dachte, Buchhandlungen seien für jene mit Abitur und mit Eltern, die aus dem Stegreif fünf aktuelle Titel nennen könnten. Sie, die selbst in einem großen kalten Haus aufgewachsen ist und niemals auch nur in die Nähe eines Abiturs kam, hätte da nichts zu suchen, würde auffliegen, ja, ich glaube, das dachte sie. Und doch hat sie diese eigentlich den anderen vorbehaltenen Welt dann und wann für mich betreten. Das letzte Buch, das meine Mutter mir überraschend auf den Schreibtisch legte, trägt den Titel *Ein Sehnen nach Etwas*. Jetzt, in diesem Zug von Zürich nach Hause in meine gemütliche Wohnung, zu meinem Einesitzend, sehne ich mich – mal wieder – nach der Frau, die vor 30 Jahren unsicher, aber mit dem festen Willen, ihrer Tochter von

ihrem wenigen Geld ein Buch zu kaufen, eine Buchhandlung betritt.

Eltern-Wochenende, bindungsfördernd. Meine Mutter war ein fremder Mensch für mich geworden. Mit meinem ganzen Sein sehnte ich mich nach ihr, nur gab es sie nicht mehr. Und der Mensch, den ich an diesen Wochenenden besuchte, war ein Mensch, bei dem ich nicht sein wollte. Keine Stunde, keinen Tag, erst recht kein Wochenende.

13

Undankbar fand sie mich. Schließlich hätte ich doch alles. Das Hochbett mit angebautem Schreibtisch aus dem Neckermann-Katalog, coole Poster, meine Cola- und Fanta-Dosensammlung, einen Kleiderschrank mit einem Spiegel als Tür, in den ich kaum guckte, weil ich mich nicht mehr gerne ansah, und alles immer ganz sauber. Ich hatte doch alles. Nur keine Wärme. Also die Heizung ging, bitte nicht falsch verstehen. Es gab nur keine Arme, die für mich geöffnet wurden, und keine Ohren, die mir zuzuhören gewillt waren. Aber ich hatte doch alles. So, so undankbar, oder?

Meine Mutter war mal so warm, Mascha, ihre Wärme ließ einen Heizkosten sparen. Kann man sich gar nicht vorstellen, nach dem, was du jetzt gehört hast, oder?

Das passiert wohl, wenn Hilferufe ins Leere hallen. Wenn niemand reagiert. Wenn die Zahl derer, die reagieren könnten, ohnehin schon überschaubar ist und die sich dann auch noch dagegen entscheiden. Welche Ohren und Arme waren denn für sie geöffnet? Keine. Und irgendwann hat sie dann zugemacht.

Scheiße für mich, wirklich. Aber trotz aller Scheiße verständlich. Es heißt ja *Kraft tanken*, und zum Tanken braucht man

Tankstellen. Sie hatte keine. Und hat dennoch weitergemacht, jeden einzelnen Tag.

14 Jeden einzelnen Tag hat sie mein Bett gemacht, das Kissen aufgeschüttelt und einmal die Woche die Bettdecken zum Lüften über die Balkontür gehängt, die Kuschtiere drapiert, die Wohnung geputzt, eingekauft, gekocht, mir Überraschungen mitgebracht, mir zugehört, mich gelobt, mich in den Arm genommen, mich getröstet, ist unterbezahlter Arbeit nachgegangen, hat die Wohnung gemütlich eingerichtet, mir Kindergeburtstage organisiert, mich an einer Schule angemeldet, mich in einem Hort angemeldet, sich meiner Ängste angenommen, mich zu Ärzt*innen gebracht, mich geliebt.

Wahrscheinlich ist dann irgendwann nach Jahren des Funktionierens ihre Wärme erstarrt. So nennt man das, den Übergang vom flüssigen Aggregatzustand in den festen. Wärme ist für mich flüssig, weil sie überallhin reicht, keinen Anfang und kein Ende kennt. Doch um weiter funktionieren zu können, brauchte sie Kraft. Und Kraft, die ist für mich starr, die muss begrenzt sein, damit sie ihren Zweck erfüllt. Ergibt das Sinn, Mascha?

Wenn sie sich doch einfach ihre Liebe bewahrt hätte. Die hätte sie so viel besser schützen können. Ich wäre hier. Wäre immer da. Begonnen hat dieser Erstarrungsprozess wohl, als der Tod das erste Mal in ihr Leben trat, um ihre Schwester zu stehlen. Diese Schwester war der einzige Mensch gewesen, der verstand, was meine Mutter als Kind erst unter heimischem Dach, dann in einem großen kalten Haus durchleiden musste. Sie war der einzige Mensch, der um jede Tages- und Nachtzeit an ihre Seite geeilt kam. Und sie war der erste Mensch, den der Tod ihr genommen hatte.

Um Schicksalsschläge auszuhalten, braucht es ein Fundament. Braucht es einen Halt, am besten in Form eines Netzes aus verschiedenen Menschen. Doch das hatte sie nicht. Sie hatte eigentlich nur mich. Aber irgendwann wurde auch ich ein Mensch mit eigenen Bedürfnissen, ihren konträr, mit eigenem Willen, ihrem konträr, und dann hatte sie also nicht mal mehr mich. Freund*innen hatte sie einige, wobei ich ja unterscheide zwischen Freund*innen und Bekannten. Freund*innen sind die, denen du jene Dinge anvertraust, die du dir selbst kaum eingestehen möchtest. Bekannte sind die, die du an diese Geheimnisse nicht ranlassen würdest, die du dennoch schätzt und gern mit ihnen plauderst, ausgehst, kicherst, die aber niemals unter deine Oberfläche gelangen. Also muss ich revidieren: Bekannte hatte meine Mutter einige, Freund*innen hatte sie keine.

Männer gab es viele. Die kamen und gingen. Verehrten sie und verließen sie. Wurden von ihr verlassen und verzehrten sich nach ihr. Im Grunde wie ich.

Naiv zu glauben, in kleinen Häusern seien die Menschen glücklicher als in großen. Und unter Reetdächern nochmal glücklicher als unter Ziegeldächern. Macht nichts. Ich möchte das glauben. Muss das sogar glauben, brauche diese Flucht. Meine ersten Schritte, die bin ich unter Reetdach gegangen. Da lebten wir zu fünft. Fünf Menschen und zwei Hunde. Eine kleine Hippiekommune, meine Mama, mein Papa, sein bester Freund und dessen Freundin. Es waren nur zwei Jahre, aber in denen war ich sicher. Meine Spielsachen wohnten in einem Korb-Koffer. Ich erinnere mich an einen Kuschartierhund, der so traurig aussah, wie ich es noch viele Male werden sollte. Dann erinnere ich mich noch an ein Kuschartier-Glüh-

würmchen, das hat geleuchtet, so wie ich noch etliche Male leuchten sollte. Das Leben ist mit Widersprüchen gepflastert, oder, Mascha? Was ich wirklich nicht zusammenbekomme, sind diese riesige, beinahe symbiotische Liebe und diese eisige Kälte. Verarbeitet habe ich das irgendwie, trotzdem macht es mich manchmal noch unglaublich traurig.

16 Wenn ich neue Menschen kennenlerne, heißt es immer: Du bist so lustig, ich liebe deinen Humor. Doch nach und nach kommt ein Trauma nach dem anderen zum Vorschein. *Humor ist der Regenschirm der Weisen*, meinte Erich Kästner mal. Damals, in deiner Zeit. Kanntet ihr euch? Bestimmt. War er nett zu dir? Ich rate es ihm.

Apropos Regenschirm. Im großen kalten Haus gab es sogar ein Schwimmbad. Wahrscheinlich für die Tränen der dort geparkten Kinder und Jugendlichen. Ein eigenes Zimmer bekam ich auch zugewiesen, im großen kalten Haus. Wenn man es denn Zimmer nennen möchte. Vier Wände, eine Decke, ein Fenster = Zimmer. Fünf Quadratmeter war es klein, dieses sogenannte Zimmer. Links an der Wand ein Bett 90 x 180, direkt davor der Schreibtisch und rechts parallel zum Bett eine Schrankwand. Die Möbel waren – wie alles im großen kalten Haus – aus dunklem Mahagoni. Kanntest du so Wohnungen, in denen es eine den Raum dominierende Schrankwand gibt, auf der etwas Nippes und der Brockhaus stehen? So war das dort, vom Gefühl her, fünf Quadratmeter dunkelbraune Schrankwand. Es war so trostlos, so trostlos. Trostlos ist der ultimative Superlativ von traurig, denn wohin mit sich, wenn man ohne Trost ist?

Vor dem Schreibtisch ein Fenster zum Parkplatz, ein Fenster, das sich nicht öffnen ließ. Nur kippen. Wer weiß schon, auf

welche Ideen die Kinder sonst gekommen wären. Dabei war es Hochparterre, viel wäre nicht passiert. Es ging aber auch nicht darum, die Kinder zu schützen, sondern sich selbst, damit keins abhaut und am Ende noch erzählt, was so vor sich geht im großen kalten Haus. Erzählt, dass es dort einen *Onkel* gibt. Einen Onkel, der kein Onkel ist, aber so genannt werden möchte. Einen Onkel, der Heimleiter ist. Einen Onkel, von dem alle wissen, was er tut. Einen Onkel, über dessen Taten alle schweigen. Einen Onkel, der wegen Missbrauchs angeklagt werden wird. So ein Onkel war das. Aber sonntags in die Kirche und an Ostern um 05:00 aufstehen zum Ostermarsch, der Onkel immer dabei. Es gibt viel zu viele Onkel auf dieser Welt. Und vor allem gab es Kinder, die dort wegen anderer Onkel waren. Kinder, die dort vor anderen Onkeln geschützt werden sollten.

17

So sah also die Hilfe in dieser Jugendhilfeeinrichtung aus. Vielleicht verstehst du jetzt, warum ich finde, die sollte verboten werden.

Zu den diversen Therapieangeboten im großen kalten Haus gehörte unter anderem eine Familientherapie. Eigentlich hätte ich eine Therapie gebraucht, um diese Therapie zu verarbeiten. Einmal nämlich sollte meine Mutter Kissen zwischen uns halten, um zu zeigen, wie entfernt sie sich von mir fühle. Es waren vier Kissen. Vier dicke Kissen. Danach ist sie wieder in ihre Wohnung gefahren und ich in meine fünf Quadratmeter dunkelbraune Schrankwand mit einem nicht zu öffnenden Fenster.

Die Kissen habe ich nie vergessen. Wie konnten die Betreuer*innen mich mit dem metaphorischen Beweis ihrer Entfremdung von mir so alleine lassen? Wieso kam niemand

und fragte, ob ich darüber reden möchte? Wieso kam niemand und fragte, ob mein Herz eine Umarmung brauche? Wieso kam niemand und fragte, ob ich wisse, dass man diesen Kummer überstehen kann? Wieso kam niemand, um mir zu sagen, dass ich eines Tages so lieben können werde, dass nicht mal mehr das dünnste aller Blätter zwischen mich und die geliebte Person passen wird?

Allein legte ich mich aufs Bett meiner fünf Quadratmeter dunkelbraunen Schrankwand und schrieb in mein Tagebuch: *Hoffentlich schaffe ich es, nicht mehr so frech zu sein, damit meine Mama nicht nochmal vier Kissen zwischen uns halten muss.*

Jugendhilfeeinrichtung also.

Hilfe ist ein Nomen und wird großgeschrieben. Ob sie das Wort Hilfe überhaupt buchstabieren konnten, ist fraglich, denn es gab keine.

Ich überlege, dort noch einmal hinzufahren, mit der, die ich jetzt bin, und die Kleine an die Hand zu nehmen. Das Kind in mir, damit ist heutzutage eine Fülle an Selbsthilfebüchern untertitelt. Na ja, es stimmt aber auch, das haben wir alle. Dieses Kind würde ich dann also an die Hand nehmen, nur diesmal müsste es sich für niemanden entscheiden. Ich allerdings müsste viele Wärmflaschen einpacken, um der Kälte des großen kalten Hauses zu trotzen. Letztens habe ich einen klugen, wahren Satz gelesen, der in etwa lautete: *Du bist die Person, bei der dein kleines Ich sich sicher gefühlt hätte.* Das ist so wahr, könnte sie mich nur kennenlernen, meine Arme stünden ihr ebenso offen wie meine Ohren und mein Herz. Und das Fenster, das würden wir gemeinsam aufbrechen.

Als schwer erziehbar wurde ich von ihr beschrieben, das darf-

test du dir ja auch anhören, Mascha! Und frech, zu frech sei ich gewesen. Eigentlich ist frech bei mir ein positiv konnotiertes Wort, so wie pffiffig. Aber meine Mutter meinte es negativ. Die Kurzform von schwer erziehbar. Und weil ich eben derart frech sei, müsste ich ins große kalte Haus ziehen. Ich glaube, die Tragik dieser Wiederholung war ihr nicht bewusst. Falsch, ich glaube, ihr war überhaupt nicht bewusst, dass sie Teile ihrer Geschichte mit mir wiederholte. Und das, obwohl sie mir so oft erzählt hatte, von ihrem Leben in einem großen kalten Haus, einem Haus, in dem es sogar noch kälter war. Eiszeit. In diesem Haus klingelte der Wecker wochentags um 05:30, wochenends um 07:00 und ab 20:00 herrschte strikte Nachtruhe. Konnte ein Kind nicht schlafen, nässte sich ein, fürchtete sich vor imaginierten Monstern unter dem Bett oder schlimmer noch vor der Erinnerung an real existierende Monster, so hatte es still zu sein und auf das Klingeln des Weckers um 05:30 zu warten. So gesehen hatte ich noch Glück. Aber auch wirklich nur so gesehen.

Auch hätte ich so viele Ängste und im großen kalten Haus bekäme ich Hilfe. Das haben wir ja gesehen. Nur was bedeutet denn frech? Ihrem Verständnis von frech folgend, finde ich ja, das Leben war frech zu meiner Mutter, aber da konnte ich nichts für. Plötzlich war ich ein Ventil, ihr Ventil. Ach, was bin ich reflektiert, nicht wahr? Haben meine Therapeut*innen auch immer gesagt, wie reflektiert ich doch sei. Hat allerdings nur bedingt geholfen, die Angst ist trotzdem immer geblieben. Sowas Aufdringliches. Ich habe wirklich eine große Schnauze, braucht man bei meiner Biografie, doch die Angst ist resistent gegen meine Wehrhaftigkeit. Die bleibt, obwohl ich niemanden weniger an meiner Seite wissen möchte.

Ob ich nun zu frech war (was auch immer das bedeutet) oder

zu viel Angst hatte und Hilfe brauchte, das Resultat für mich war das Gleiche. Ich landete unter *fremdem Dach*.

20

Meine Mutter weiß nicht mal, wie ich jetzt heiße. Neun Monate in ihrem Bauch, 25 Stunden Wehen, die ersten Jahre große Liebe und dann weiß sie nicht mehr, wie ich heiße. Ihren Namen abzulegen, war für mich das deutlichste Zeichen meiner Emanzipation von ihr. Dabei war er so viel mondäner als mein jetziger. Musste mich entscheiden, mondän oder ihr eins auswischen und mich dabei befreien. Hab mich – ist selten – gegen mondän entschieden und nun weiß sie nicht mehr, wie der Mensch heißt, den sie vor bald 40 Jahren auf diese Welt brachte. Sie ist ja so stolz auf ihren italienischen Nachnamen, in Deutschland heißt auch niemand außerhalb unserer kleinen Familie so. Jetzt noch eine weniger. Als ich zehn Jahre nach dem Einzug ins große kalte Haus mit aufgeschnittenen Armen und Beinen in ihrer Küche stand und schrie und weinte um das, was sie mir verwehrt hatte, hätte ich nie gedacht, einmal so ein Zuhause wie jetzt zu haben. Vielmehr prophezeite sie mir, einsam zu enden, egoistisch, wie ich sei. Was sie nicht alles kann. Was sie nicht alles weiß! 18 Jahre haben wir uns nicht gesehen. Wie sie wohl aussieht? Niemals hat sie graue Haare, auf gar keinen Fall. Haarfarbe gibt es ab drei Euro, das wird sie zu verhindern wissen. Ob sie wieder so dünn ist wie auf dem einen Foto? FDH nannte sie es. Friss die Hälfte. Sie ist doch kein Tier. Dabei mochte sie Chips so gerne und auch Schokolade und es sich und anderen mit Leckereien gemütlich machen. Manchmal hat sie in der silbernen – immer blitzblank polierten – Shake-Maschine Milchshakes gemacht, Schoko-Nuss, noch ein paar Schoko-Streusel rein. Die waren so lecker, Mascha.

Jetzt hätte ich unbändige Lust, mir einen solchen im Bordbistro zu bestellen. Auf das Geld kommt es jetzt eh schon nicht mehr an. Mal sehen, was sie mir dort Gleichwertiges offerieren können.

Ich war gar nicht so lange in dem großen kalten Haus mit einem Onkel, der kein Onkel war. Eineinhalb Jahre nach Betreten des großen Hauses erlaubte meine Mutter mir, wieder zu ihr ziehen zu dürfen. Ich bin überzeugt, im Reetdachhaus, da wäre nie passiert, was schon geschehen war, und noch weniger, was noch alles folgen sollte. Im Reetdachhaus wäre ich vielleicht irgendwann mal wütend aufs Feld gerannt, weil Eltern ja so schrecklich sind, wenn sie wollen, dass man genau jetzt Mathe lernt, während ein paar Dörfer weiter das Leben auf einen wartet. Vielleicht, ach was, bestimmt wäre ich auch mal betrunken auf dem Feld umgeplumpst und hätte am nächsten Tag in der Schule erzählt, wie wild das Leben auch in der Nähe von Reetdachhäusern sein kann. Sicherlich hätte ich auch mal gewütet, weil die nächste große Stadt so weit entfernt ist, und wie soll man sich verlieben, gar Stoff für Romane sammeln in einem Dorf mit gerade mal 50 Einwohnern?

Das Neckermann-Hochbett hatte sie gegen ein Ausklappsofa ausgetauscht, «das finden Teenies doch cool, oder?». Ich bekam einen Fernseher und eine Kleiderstange, «das finden Teenies doch cool, oder?». Einen Schreibtisch, über dem eine riesige Pinnwand angebracht war, «das finden Teenies doch cool, oder?». Einen Setzkasten mit kleinen Parfumproben, «das finden Teenies doch cool, oder?». Alles da, doch Verständnis, seelische Unterstützung und Liebe, wieder diese Liebe, das finden Teenies auch cool.

Warum sie mich überhaupt wieder zu sich geholt hatte, werde ich nie verstehen. Die mochte mich doch nicht mal mehr. Das immerhin hatten wir gemeinsam. Ein kleines bisschen mochte sie mich vielleicht doch noch. Warum sonst war es ihr so wichtig, was Teenies cool finden? Ging es da um mich oder um das Teenie-Zimmer, das sie nie hatte?

Weißt du, Mascha, was ich schon immer hatte? Einen festen Willen und ganz viel Sehnsucht. Möchte ungern wie Novalis oder so ein Romantiker klingen, wenn ich von Sehnsucht spreche. Heute manifestiert sich meine Sehnsucht nach Liebe, Geborgenheit und Sicherheit – du ahnst es – in kleinen Häusern, bevorzugt mit Reetdach. Eine Weile führte sie mich in besetzte Häuser, autonome Zentren, versiffte Wohnungen, Notschlafstellen und etliche Betten mir fast unbekannter junger Männer. Sie führte mich von der ersten Liebe zu der, die mich jetzt trägt. Sie ließ mich, die ich stets so dramatisch, traurig und bedürftig war, beinah kaputtgehen an den Lieben dazwischen.

Mittlerweile bin ich an einem Punkt im Leben, den zu erreichen ich nicht erwartet hätte. Am wenigsten, als ich mit 13 verkündete, mit 30 an einer Überdosis Heroin sterben zu wollen. Das waren so meine Träume. Komisch eigentlich, aber die Pubertät ist auch komisch, anstrengend und auch gefährlich. Wenn man sowieso alles immer potenziert fühlt, und dann kommt noch die Pubertät, muss man aufpassen, nicht verschüttzugehen.

Dafür ist es ja alles nochmal recht gut gegangen.